

LUDWIG M. EICHINGER

Wie Funktionen ihre Formen finden (und umgekehrt)

*Die Grammatik ist keiner Wirklichkeit Rechenschaft
schuldig* (Wittgenstein, 1973:184)

Abstract

How functions find their forms (and vice versa)

One tried – in the 18th century – to optimize the relation between the number of nominal casus of German and the set of semantic categories of which the argument structures of sentences are formed. In spite of only four different case forms, six case positions were used. These are functional categories which, as *tertia comparationis*, are suitable to shed light on the functional load of the (present) formal cases – especially the dative – and the importance of different kinds of prepositional phrases.

Keywords: nominal grammar, case system, comparative grammar, function
DOI: doi.org/10.15452/Beitrage.2022.05

1. Der Rahmen

Alles steht einem ohnehin nicht zur Wahl. Eckpunkte des Typs, den eine Sprache ausgebildet hat, stehen nicht zur Disposition. Variation ist aber möglich: Sprache, das sind doch die Sprachen (Wittgenstein 1973:170). Und so haben die Sprache denn ihre Verwandtschaften und Ähnlichkeiten aber auch ihre eigene Geschichte, ihre kulturellen Zufälle, wenn man so will.

Was die Ähnlichkeiten und die Verwandtschaften angeht, so steht eine indo-europäische Sprache wie das Deutsche in der Tradition nach Kasus flektierender Sprachen. Vier Kasus kennt die Grammatik des heutigen Deutsch normalerweise. Wenn man sich allerdings die benachbarten Sprachen ansieht, die auch alle in dieser Tradition stehen, sieht man, was man Alles aus solchen Anlagen

machen kann. Das Tschechische hat immerhin sieben Kasus behalten, das Russische gar acht, beim Französischen und Englischen auf der anderen Seite finden sich allenfalls pronominale Reste (s. Gunkel et al. 2017:1176 ff.).

Wenn man das Deutsche vom Anfang seiner dokumentierten Geschichte an betrachtet, so kann man im Althochdeutschen noch Reste eines Instrumentals sehen, vgl. Dal/Eroms 2014:37) ansonsten gehen Beschreibungen aller Sprachstufen des Deutschen von der Existenz der vier Kasus Nominativ, Genitiv, Dativ und Akkusativ aus. Und zudem davon, dass jedenfalls seit neuhochdeutscher Zeit die Signalisierung von Kasus an die pronominalen Endungen von Artikel oder Adjektiv delegiert wird. Und häufig wird, nicht zuletzt in Lernergrammatiken, die Reihenfolge Nominativ, Akkusativ, Dativ, Genitiv gewählt, um die Randstellung des Genitivs zu markieren und insgesamt festgehalten, dass die vier Kasus nur beim Maskulinum formal unterscheidbar seien, während am anderen Ende, beim progressiven Teil unserer Flexion, dem Femininum, zwei Formen für die Kasus genügen.

2. Der Befund

Wenn man die neuere Entwicklung ansieht, kann man, wie angedeutet, zudem feststellen, dass der Status des Genitivs prekärer geworden ist, er hat sich von einem in der verbalen Rektion relevanten Fall zum funktionalen Kasus der Nominalgrammatik gewandelt (s. Gunkel et al. 2017:979), also eigentlich zu einem Fall, der kaum mehr in Opposition zu einem der anderen Kasus steht (s. Eichinger 1992:43). Es sind zudem nicht die semantischen Verwendungen (partitivus, qualitatis...), die seine Funktion in der deutschen Gegenwartssprache kennzeichnen, auch wenn sie historisch seine Entwicklung prägen (vgl. Nishiwaki 2010; s. Dal/Eroms 2014: 26-31). Vielmehr sind es die Relationen zwischen zentralen Argumenten der in der nominalen Fügung indizierten Szene, die in das Verhältnis zwischen Genitivattribut und Bezugsnamen eingehen. Repräsentativ erscheinen daher der Genitivus subiectivus und obiectivus (eigentlich ein subiectivus des Passivs, mit Entfernung oder Herabstufung des Subjekts: *die Eroberung der Stadt – Die Stadt wird erobert* [von x]), daneben der sogenannten Possessivus als Träger einer abstrakten Objekts-Relation.

„Die unmittelbar wenig markierten Relationen, die dem Genitiv entsprechen, sind dann auch nicht zuletzt solche, die Subjektspositionen in *haben-*, *sein-* und *tun-* Sätzen sowie der Objektsposition in gewissen Handlungssätzen

entsprechen, wobei Possessivität und Partitivität Teilaspekte der *haben*-Perspektive darstellen.“ (Eichinger 1992:36; vgl. auch Ballweg 1998:159-162; Dal/Eroms 2014:26)

Dass (fast) alle mittelalten Präpositionen, deren lexematische Herkunft noch erkennbar ist, nach diesem Muster einer nominalen Grammatik gehen, und somit mehr und mehr den Genitiv regieren, nimmt dann nicht wunder (s. Eichinger 2013:156-159). Im Hinblick auf unsere Fragestellung könnte man sagen, hier habe sich eine Form eine neue Funktion gesucht, oder zumindest: sich auf eine ihrer Funktionen einerseits reduziert und diese dann andererseits erweitert.

Da sich so der Genitiv weithin aus der Domäne der verbalen Rektion verabschiedet hat – was in den slawischen Sprachen insgesamt anders ist (vgl. Gunkel et al. 2017:980) –, bleiben noch drei Kasus zur funktionalen Ausdifferenzierung von Argumentstrukturen. Beim Dativ kann man am ehesten einfach die Blickrichtung wechseln: Hier hat sich eine Funktion ihre Form gesucht, man könnte auch sagen, eine feste Funktions-Form-Korrelation hat den Namen Dativ bekommen – und hier scheint auch das namengebende Verb *geben* jedenfalls einen zentralen Aspekt der ausgedrückten Funktion zu fassen, die positive oder negative Zuwendung einer Handlung zu einer Person (vgl. Gunkel et al. 2017: 956; auch 906; wo eine distributionellere Bestimmung präferiert wird; es reiche eine Bestimmung „NONAGENS-NONPATIENS“; die marginaleren Fälle leichter Rechnung tragen könnte).

„In den meisten Fällen steht dieser Dat. neben einem Akkusativobjekt und bezeichnet einen Personenbegriff.“ (Dal/Eroms 2014:38)

Wo immer etwas zu jemandes Nutzen oder Schaden geschieht, steht dieser Kasus jedenfalls bereit, der Dativ repräsentiert eine pragmatisch-semantische Funktion, die sich zum Teil in typischen Satzmustern niederschlägt, zum Teil aber als ein zusätzlicher Aspekt – als mehr oder minder freier Dativ (s. dazu Gunkel et al. 2017:965-979) – eingefügt werden kann. (vgl. Eichinger 2015:94/95; s. auch die Liste der Verben mit Dativ als einzigem Objekt in Dal/Eroms 2014:39).

Bei den verbleibenden beiden Kasus, dem Nominativ und dem Akkusativ, ist die Lage komplizierter: es gilt eine abstraktere funktionale Prägung, die mit der Verteilung der Handlungsrollen auf die syntaktischen Positionen des Subjekts und des direkten Objekts verbunden ist. Sie stehen somit prinzipiell an den gegensätzlichen Enden der Agentivitätshierarchie (s. Gunkel et al. 2017:908). Andererseits stellen sie die Repräsentanten zweier markanter grammatischer

Minima dar: einzige Objekte – des sachlichen Bezuges – und ohnehin notwendige Subjekte; oder in der Fassung der IDS-Nominalgrammatik:

„Sind zwei Kernkomplemente gegeben, so erscheint das PATIENS-Komplement im Akkusativ. Im übrigen bleiben Kernkomplemente ohne Rollenmarkierung; sie stehen im Nominativ.“ (Gunkel et al. 2017:902)

Zudem sind nur sie es, die alle möglichen formalen Varianten der Besetzung zulassen – also z. B. auch entsprechende Nebensätze:

„Die Fülle der Optionen für Komplemente wird genutzt bei Subjekts-, Akkusativ- und auch bei Genitivkomplementen, wobei die letzten aus anderen Gründen marginal erscheinen. Ihr Auftreten scheint wenig semantisch beschränkt und die Zuordnung von morphologischem Kasus und syntaktischer (Satzglied-) Funktion ziemlich eindeutig zu sein.“ (Eichinger 2015:91)

Nur in einem sehr handlungsentbundenen Sinne des Worts *Funktion* würde man aber sagen, im Nominativ habe das Subjekt seine Form gefunden – und jener umgekehrt seine Funktion in ihm. Erst wenn diese strukturelle Pflicht erfüllt ist, wird in verschiedenen Argumentmustern ein funktionaler Zusammenhang sichtbar. Man könnte aber auch sagen, das sei zumindest ein andersartiges Verständnis des Wortes Funktion. Wenn die Funktion in der Prägung von Mustern der Argumentstruktur besteht, kann der Nominativ, sofern er als alleiniges Element im Satz auftritt, nur funktional unterspezifiziert sein. Dennoch haben wir eine Vorstellung von einer Funktion des Nominativs – sie realisiert sich in der Konstellation mit den anderen kasuellen Optionen, also in der Korrelation zu Akkusativ und Dativ. Für den Akkusativ gilt das in gewissem Umfang in analoger, d. h. gegensätzlicher Weise.

Wenn Nominative, Akkusative und Dative gemeinsam das Argumentstrukturmuster abbilden, gewinnen die Mitspieler funktionales Profil (vgl. Eichinger 2019[2020]:10 und Zifonun et al. 1997:722–724). Und letztlich kann man daraus auch die Zeichenhaftigkeit dessen rekonstruieren, dass einfache Objekte (in aller Regel) Akkusative sind. Selbst wenn sie von Namen potenzieller Agenten besetzt sind, werden sie als im Sachbezug stehend gelesen. Die genaue Bedeutung ergibt sich im Gebrauch: auch wenn wir zu wissen glauben, was eine Person ist, werden Bezeichnungen für Personen im Akkusativ nicht in der primären Rolle für solche Nomina behandelt. Da wir aber gleichzeitig aus unserer kommunikativen Erfahrung wissen, was Personen sind, ist das nicht die sprachkritisch befürchtete Dehumanisierung, sondern die Zuordnung zu einem Sprachspiel,

das ein fokussiertes Objekt braucht; ob einem die Intentionen eines solchen Spiels gefallen, ist eine andere Frage.

Wie auch immer: Nominativ, Akkusativ und Dativ haben ihren soliden Platz im Gefüge von rektionalen Beziehungen und Argumentstrukturen, der Genitiv hat seinen Ort im attributiven Gebrauch und als präferierter Kasus einer Reihe neuerer Präpositionen.

3. Alternativen und die beste aller möglichen Welten

3.1 Vom Vermögen der Sprachen

Damit wäre die Sache heutzutage zu Ende. Aber wenn man über die Zahl, Art und Funktion von Kasus nachdenkt, so war noch in den Grammatiken des 18. Jahrhunderts die Sache nicht so klar, wie es uns jetzt scheint, wiewohl ihre Verfasser sicher in der Lage waren, formale Unterschiede oder auch ihr Fehlen wahrzunehmen. In der wirkmächtigsten Grammatik des 18. Jahrhunderts (vor Adelung), der im Jahr 1748 erstmals erschienen und vielfach wiederaufgelegten „Sprachkunst“ Johann Christoph Gottscheds werden sechs Kasus angenommen (Gottsched 1978:204 ff.). Aichinger (1754:129), der auf Gottscheds Regelung reagiert, betont allerdings als erster, dass „in allen [...] nicht mehr als vier unterschiedliche Endungen“ anzutreffen seien. Dieser strukturelle Befund schien dann aber nicht immer von Bedeutung für die grammatische Beschreibung zu sein. Bei der Erweiterung der Kasuslisten über diesen Bestand hinaus haben neben den formalen auch funktionalen Überlegungen eine Rolle gespielt.

Eine angemessene grammatische Beschreibung des Deutschen, und auch die Ausgestaltung des sprachlichen Inventars war nicht nur auf die formalen Befunde bezogen. Es ging nicht nur um eine möglichst adäquate und handhabbare Darstellung der deutschen Grammatik, sondern auch darum, wenn schon vielleicht nicht die damalige Perfektion, aber doch die Perfektabilität des Deutschen aufzuweisen. Dazu hatte man sich in der Phase des allmählich aufkommenden Deutschen an der Leistungsfähigkeit der Bildungssprache Latein und der gemeinsamen Sprache der europäischen Gesellschaft, des Französischen also, zu messen. Dass die deutsche Sprache vor diesem Vergleich bestehen konnte, schien eine der Voraussetzungen dafür zu sein, die deutsche Sprache auch in den gesellschaftlich tonangebenden Kreisen als eine akzeptable Wahl erscheinen zu lassen (vgl. Martus 2015:205–207), was sie zu dieser Zeit noch nicht war.

Und dabei ist es sicher zielführender, zu zeigen, dass das Deutsche Vergleichbares leisten kann, als von den letztlich doch nicht vergleichbaren Formen auszugehen.

Zudem kann, wenn man die Vorbildlichkeit des Lateinischen für gesetzt hält, der Besitz von Flexion, in unserem Fall von Kasus, als ein Positivum interpretiert werden. Und das gerade auch im Vergleich mit dem Französischen, dem eigentlichen gesellschaftlichen Ideal und Konkurrenten im gesellschaftlichen Leben. Wenn man zusätzlich in Betracht zieht, dass die Grammatik der alten Sprachen, und gerade des Lateinischen, das Muster für die Grammatikschreibung des Deutschen abgab, liegt es nahe, die dort angesetzten Kategorisierungen für genereller gültig zu halten. Und tatsächlich bilden sie zumindest implizit so etwas wie einen vorbildlichen Referenzpunkt.

Wenn so Johann Christoph Gottsched genau die sechs Kasus ansetzt, von denen in der lateinischen Grammatik die Rede ist, ist das im Kontext dieser einander überlagernden Diskurswelten zu sehen. Wenn bei ihm neben den Nominativ, den Genitiv, den Dativ und den Akkusativ der Vokativ und der Ablativ treten, erfüllt er die Vorgabe der Lateingrammatik – und er ist damit bei weitem nicht allein. Typisch ist vermutlich und es passt zur sprachideologischen Diskussionslage, dass er auf Einwände, es gebe einfach formal keine sechs Kasusendungen, erwidert, „dass es vernünftig sey, den Lateinern zu folgen, wenn sie etwas Gutes gethan haben“ (Gottsched 1978:205).

3.2 Mittel der Darstellung komplexer Verhältnisse

Was wäre das Gute, und inwiefern wäre es vernünftig? Die formale Klassifikation kann es in diesem Fall nicht sein, das Gute muss in der Funktion liegen. Die Idee für das Gute könnte sein, dass die sechs Kasus des Lateinischen einen vernünftigen Rahmen für das darstellten, was für den Ausdruck von Handlungsmustern als essenziell angesehen werden kann. Es würde sich dann eigentlich um semantische Kasus handeln. Das ist, wenn man den Gesamtduktus der Gottsched'schen Grammatik betrachtet, nicht so abwegig. Grundiert er doch nach dem Vorbild von Christian Wolff formale Darlegungen mit semantisch basierten von ihm so genannten „philosophischen“ Überlegungen. Auf diesem Wege ergeben sich Überlagerungen funktionaler und formaler Bestimmungen, die aus heutiger Sicht oft nur schwer stimmig zueinander geführt werden können.

Was bedeutet es dann, wenn man die formalen Möglichkeiten des Deutschen auf eine doch nicht nur funktional, sondern funktional und formal geprägte Folie

projiziert. Neutral gezählt, ist im Deutschen bei den Kasus formal offenkundig ein mittlerer Weg zwischen dem lateinischen Vorbild und anderen germanischen Sprachen wie etwa dem Englischen oder dem Niederländischen gewählt worden. Was unter der Annahme, dass es gut ist, Kasus zu haben, auch als Argument im Vergleich mit dem Französischen verwendet werden kann. Da aber auch damals nicht mit Verstand bestritten wurde, dass das Französische eine hochentwickelten Sprachform darstellte, muss man sich fragen, welchen Sinn denn eigentlich solche Positionierungen haben, gerade wenn sie so kontraintuitiv sind wie die Annahmen von sechs Kasus. Warum hätte man unter diesen Voraussetzungen gerne sechs Kasus? Und andererseits, was macht man dann, wenn man dann formal doch nur vier zur Verfügung hat?

4. Struktur-Funktions-Korrelate

4.1 Was man zusätzlich braucht

Was hat man von der Annahme von sechs Kasus? Wenn das eine erfolgreiche Annahme sein soll, wird durch Konstellationen von Elementen aus diesem Inventar eine Form-Funktions-Korrelation für zentrale Muster der Argumentstruktur erreicht, zu der bei vier Kasus noch etwas fehlt. Mit Hilfe der weiteren Kasus würde eine grundlegende Erweiterung über das kommunikative Minimum hinaus möglich, das man in der Beziehung zwischen möglichst agentischen Subjekten, möglichst patiensartigen Objekten und benefaktiven Partnern mit den entsprechenden semantischen Kasus repräsentiert sehen kann. Diese zentrale Konstellation entspricht der Grundstruktur des Dialogs zweier Personen über etwas, es ist dann auch die Konstellation, die im Deutschen mit den zentralen Kasus geradezu ikonisch abgebildet werden kann – und übrigens den Kern valenzgrammatischer Überlegungen darstellt (vgl. Eichinger 2015). Die Kombination von Nominativ, Dativ und Akkusativ spiegelt diese Konstellation als Argumentstruktur, die einem schon in dieser abstrakten Form die Beziehung des Gebens und Nehmens sowie von sich daran anlehenden Mustern nahelegt. Über die Existenz dieser drei Kasus und ihrer grammatischen Gebundenheit und gegenseitigen Bestimmung in der Funktion besteht kein Streit. Was ist aber mit weiteren Kasus?

4.2 Die Leerstelle: Vokativ

Wenn man sich daraufhin die Liste der grammatischen Formen ansieht, mit denen man es auf der Folie des Lateinischen zu tun hat, so überrascht einen vielleicht am meisten der Vokativ – er scheint uns nicht zu fehlen. Er hat keine eigene Form, ist stark semantisch-pragmatisch beschränkt – im Prinzip auf handlungsfähige Entitäten, also im Kern Personen und Personifizierungen – und spielt in der Satzstruktur keine Rolle. Er gehört zu den Elementen, die sich gemäß dem „Propositionsprinzip“ der Umsetzung in indirekte Wiedergabe entziehen (URL2). Im Deutschen werde – so heißt es in *grammis* (URL3) – „wie in vielen anderen Sprachen die Funktion des Vokativs meist durch den Nominativ übernommen“.

Und vielleicht ist es da nur logisch, dass in der von uns zum Aufhänger dieser Überlegungen genommenen Grammatik Gottscheds in diesem Fall der unmarkierten Substantivform ein Realisierungsmarker beigelegt wird, nämlich ein *oh!* Das macht aus dem substantivischen Lexem eine realisierte Wortform. Wenn man es funktional betrachten will, ist diese Realisierungspartikel die Entsprechung der Artikel in den unstrittigen *casus obliqui*. Das Tschechische im Gegensatz dazu scheint übrigens die unter den slawischen Sprachen zu sein, in der der Vokativ als Anredekasus am besten ausgebaut ist (vgl. Anstatt 2008:12; s. auch die Diskussion in Gunkel et al. 2017:1277/1278). Allerdings scheint wegen seiner Funktion und „außersatzmäßigen“ Verwendung sein Status als Kasus dann doch auch wieder fraglich zu sein (vgl. Weiser 2008:226; Anm. 1; so auch Helmslev – gemäß der Diskussion in Gunkel et al. 2017:953)

Wie man diesen Verweisen auf die grammatischen Zusammenhänge schon entnehmen kann, hat der Vokativ eine spezifische pragmatisch-illokutive Funktion. Der Appell, die Aufforderung findet ihre Form in einer minimalen Äußerung, deren genaue Richtung dann kontextuell spezifiziert wird. Das mag in Form und illokutivem Wert unterschiedlich sein:

Otto!/Otto?

Otto, pass auf!

Otto, wo bist du?

Otto, Achtung!

Otto, du bist gemeint/geh bitte auf die andere Seite!

Die Funktion dieser Verwendungsform ist die Aufmerksamkeitsfokussierung, worauf dann auch immer. So gesehen ist vielleicht die kontextuelle Spezifikation durch entsprechende Satzschlusszeichen das (grammatikalisierte) Minimum einer entsprechenden minimalen Äußerungseinheit. Es ist die Klarheit der Situationen und Handlungszusammenhänge, die diesen Grad an Implizitheit erlaubt. Die folgenden Beispiele geben dann explizitere Fassungen, die das gemeinte Sprachspiel verdeutlichen, wobei Imperative und entsprechende nonverbale Entitäten die Intentionalität verdeutlichen bzw. den Handlungszusammenhang klären, der aber in der Regel schon eingeführt sein muss (s. Deppermann 2021). Bei noch höherer Explizitheit lassen sich verschiedene Vagheiten propositional klären.

In gewisser Weise kann man vielleicht den Vokativ in seiner Stellung im Nominalsystem mit der des Imperativs im Verbalsystem vergleichen, auch er jedenfalls Aufmerksamkeit fordernd und kaum paradigmatisch eingebunden (vgl. Donhauser 1986). Es ist, wie auch dieser Vergleich zeigt, auf jeden Fall eine nicht ganz zufällige funktionale Stelle, die der Vokativ einnimmt. Allerdings steht er nicht in syntaktischen Alternanzen zu anderen Kasus und ist formal unauffällig.

„Im Deutschen entspricht dem Vokativ ein artikelloser Gebrauch des Nominativs.“ (Gunkel et al. 2017:947)

Er ist in dieser Hinsicht anderen Verwendungen eines absoluten Nominativs vergleichbar.

*Man fährt gerne nach Paris – eine schöne Stadt!
Aufpassen, ein Auto!*

Allerdings sind die Sachen im Einzelnen nicht unkompliziert. Nicht zuletzt, was die emphatischen Formulierungen mit dem *Oh!* betrifft.

Oh Mensch, du wirst nie nebenbei der Möwe Flug erreichen

Sie werden in den Grammatiken des 18. Jahrhunderts gerade bei den (pragmatisch) unplausibleren Vokativ-Realisierungen als eine Art optionales Flexiv betrachtet (wie übrigens in den lateinischen Schulgrammatiken, wo die erste Deklination gerne am Paradigma *mensa – Tisch* dokumentiert wird: *mensa – oh Tisch*). Es hat daher verschiedene Gründe, dass uns Formen wie „Oh Tisch“ oder „Oh Auster“, die in den Flexionsparadigmen der Grammatik Johann Christoph Gottscheds als Muster für bestimmte Flexionstypen vorkommen, aus der Welt gefallen scheinen, zumindest jener Welt, in der wir uns jeden Tag bewegen.

Für uns mag im Moment genügen, dass die merkmallose Form des Substantivs ohne die übliche syntaktische Realisierung (etwa durch den Artikel) durchaus eine relevante pragmatische Funktion einnimmt, allerdings zwar typische Verwendungen, aber keine spezifische morphologische Form zeigt.

4.3 Die Basis: Nominativ und Akkusativ

Die merkmallose Form deutscher Substantive, die zu dieser vokativischen Funktion genutzt wird, tritt hier als kommunikative Minimaleinheit auf – und als damit nahe verwandt parenthetisch-appositionellen Fügungen. Endungs- und soweit merkmellos am Substantiv sind aber jedenfalls auch die Nominativ-, und Akkusativformen des Singulars und des Plurals, dazu auch die Dativformen des Singulars, wo manche Reste noch von früherer Markierung sprechen. Man könnte in gewisser Weise auch den Dativ-Plural heranziehen, insofern bei den Feminina mit -en Plural, also einem progressiven Flexionstyp auch diese Differenz schwindet.

Bei den Nominativen und Akkusativen des Femininums, des Plurals und des Neutrums gilt das bekanntlich selbst dann noch, wenn man die Kasusmarkierungen an den Artikelwörtern bzw. in der starken Adjektivflexion einbezieht. Wenn man auf Dinge wie den Status als Nennform, absolute und prädikative Verwendung achtet, zeigt sich der Nominativ auch in diesem Vergleich als am wenigsten festgelegt. Diese Möglichkeit, als eine Art Passepartout zu dienen, macht diese Kasusform am geeignetsten dafür, die Normalfunktion an der polyfunktionalsten nominalen Stelle im Satz darzustellen. Das ist, da sich das Deutsche entschieden hat, diese Stelle im Satz (praktisch) immer zu besetzen, das dem Verb auch formal korrespondierende Subjekt. Nominative können somit die verschiedensten semantischen Rollen besetzen; andererseits hat der Nominativ an dieser Stelle die funktionale Wahl, es repräsentiert im Normalfall die semantisch höchstrangige Rolle, die mit dem höchsten Grad an Agentivität. Systematische Ausnahmen gibt es logischerweise bei Konkurrenzen mit dem stark personenbezogenen – und damit prinzipiell „agensträchtigen“ Dativ. Neben vielen anderen ist es auch Mark Twain (2016:9) in seinen Ausführungen über „the awful German language“ aufgefallen, dass das dazu führt, dass Subjekte agentischer gelesen werden, als sie es eigentlich sind, etwa als Subjekte von Zustandsverben wie *schlafen*.

So richtig eindeutig wird das Bild der Agentivitätshierarchie, wenn im Muster der Argumentstruktur ein direktes Objekt auftaucht. Bei transitiven Verben

bildet der Akkusativ das Patiens-bezogene Spiegelbild des Subjekts-Nominativs – was auch gut dazu passt, dass es das Akkusativ-Passiv ist, das es entsprechenden Mitspielern ermöglicht, als Subjekt mitzuspielen und auf der anderen Seite den ansonsten präferierten Agens herunterzustufen oder ganz verschwinden zu lassen. Diese Deagentivierung kennt mit dem *werden*- und dem *sein*-Passiv zwei Stufen der Reduktion. Es leuchtet dann auch ein, dass im Spiel dieser Kasus ein Dativ-Passiv ein schwierigerer Fall ist.

Und wie potentiell agentisch das Substantiv im konkreten Fall auch sein mag, das den Kern einer akkusativischen Nominalphrase ausmacht, beim Akkusativ geht es darum, dass es als direktes Objekt fokussiert wird: Ob Otto eine *Ausstellung* besucht oder seinen *Nachbarn*, ist auf dieser strukturellen Ebene egal. Eigentlich ist es dann die Semantik der Verben, durch die in dieser Weise semantisch subklassifiziert wird. Ein Verb wie *besuchen* ist zweifellos in dieser Hinsicht weniger selektiv als *bedrängen* oder *ansprechen* (zumindest in einer seiner Bedeutungen). Dass der Akkusativ außer im Maskulinum formal nicht vom Nominativ zu unterscheiden ist, wird im Normalfall nicht zum Problem und über die zugeteilten Argumentstrukturen, also etwa die Agentivitätshierarchie und sonstige pragmatische Überlegungen wie etwa im folgenden Beispiel, entschieden.

*Ihre Mutter hat die Tochter nach einer Figur aus dem „Wintermärchen“
benannt* (HAZ, 08.12.2009)

Wo das nicht hinreicht, ist es entweder egal, oder es hilft die Erwartung zu einer normalen Wortstellung (*Die Mutter küsst die Tochter*) oder sonst ein kontextueller Hinweis (Normales: *Die Mutter küsst ihre Tochter* vs. auffälliges: *Ihre Mutter küsst die Tochter*).

Wenn man sich als Sprache des indoeuropäischen Typs Kasus leistet, dann ist der Kasus des direkten Objekts, der Akkusativ, so notwendig und in der semantischen Besetzung vielfältig wie der Nominativ. Auch hier gibt es Verwendungen an den Rändern, die eher absolute Varianten darstellen, v. a. die adverbialen Akkusative des Maßes und der Erstreckung, die bei einigen ganz spezifischen Verben (*messen*, *wiegen*) in der Argumentstruktur auftauchen, allerdings mit einer eher modalen Rolle, wie entsprechende Pronominalisierungsversuche zeigen (*er wiegt wie viel? 90kg.*).

4.4 Intentional: der Dativ

Wenn man für Muster, bei denen neben einem Akkusativ noch ein Dativ auftaucht, von einem ditransitiven Muster bzw. entsprechend von ditransitiven Verben spricht, so verdeckt das für das Deutsche die bemerkenswerten Unterschiede zwischen diesen beiden Positionen – die sich wie schon oben festgestellt zum Beispiel und nicht zuletzt bei der Passivierung zeigen. Dative sehen auf jeden Fall anders aus als Nominative und Akkusative, außer beim Femininum auch anders als Genitive. Zweifellos ein eigener Fall, und das dann auch vom Beitrag zu Argumentstrukturen. Seine Eigenschaft zeigt sich denn auch am deutlichsten in der Differenzierung innerhalb der Muster, in denen alle drei genannten Kasus auftauchen (s. Gunkel et al. 2017:934). Wenn wir diese sprachliche Welt in unserer egozentrischen Weltsicht entfalten – in der Konkretisierung es Ego-Aspekts der Bühler’schen Ego-hic-nunc-Origo –, lässt sich das ikonisch auf unser Pronominalsystem projizieren, das ja die an einer Interaktion beteiligten Rollen sortiert. Der Nominativ ist dann das agentische Ich, das Patiens-Es (das wie gesagt ggf. auch ein Er oder eine Sie sein kann) findet sich im Akkusativ, und das Du, dem sich die Handlung in der einen oder anderen Weise zuwendet, hat seinen Platz im Dativ. Indirektes Objekt ist ein anderer Name, der auf die andere Weise des Zugriffs eines regierenden Verbs auf Dativobjekte reflektiert. Adressat einer Handlung, deren Objekt etwas Anderes ist, davon spricht der Dativ. In dieser vollständigen Konstellation zeigt sich das am klarsten. Die absoluten Verwendungen sind hier eher die, bei denen eine kleine Gruppe von Verben (*folgen, gehorchen*) nur diesen Kasus regiert (nach Dal/Eroms 2914:39 sind das etwa 40 einfache Verben). Zuwendung zu bzw. Abwendung von einer Person, was den Dativ ausmacht, ist allerdings etwas, was in vielen nicht-transaktionalen Fällen von Handlungen und Vorgängen hinzugedacht und -gefügt werden kann, mit unterschiedlichem Grad an Grammatikalisierung; so gibt es eine im Einzelnen nicht einfach zu differenzierende Abstufung von Dativobjekten und verschiedenen Arten und Stufen sogenannter freier Dative. Das führt hin bis zu jenen Fügungen wie *der*, die hier nach dem Adelung’schen Wörterbuch zitiert wird:

„Schon der alte Adelung wusste: „Du bist mir ein schönes Kräutchen, sagt man von einem leichtsinnigen, muthwilligen, hitzigen Menschen“. (SZ, 20.06.2009)

Es handelt sich hier einerseits um eine jener syntagmatisch-paradigmatisch geprägten Formen, die man heutzutage Konstruktionen nennt, und die nur einen pronominalen Dativ mit Bezug auf die erste Person erlauben, und daher als eine

Art Entsprechung einer grammatischen Kategorie Medium verstanden werden können, also, einer Form die eine Intentionalisierung „für jemanden“ ausdrückt bzw. in unserem Fall akzentuiert. Grammatisch variabler, aber ähnlich beschränkt sind Fügungen des folgenden Typs:

Er tritt mir gegen die Tür.

Offenkundig geht es dann graduell weiter zu Fügungen, die transferartig verstanden werden können, und in denen der Adressat genannt wird:

Er schüttelt mir die Hand.

Ein Dativpassiv kennt das Deutsche nicht, der Adressat bleibt in passivischen Formulierungen im Dativ erhalten. Die bekannten Ansätze, eine entsprechende Konverse zu realisieren (das kriegen-/bekommen-Passiv) über die Grammatikalisierung von Verben, bei denen das Subjekt die Rolle des (positiven) Rezipienten hat, hat daher auf jeden Fall einen spezifischeren Charakter. Der Hebung des Akkusativs in die (normale) Subjektposition beim Akkusativ-Passiv entspricht eine Rollenverschiebung in einem semantisch markierten („unagentischen“) Gebrauch des Subjekts, so dass das Dativ-Passiv auf jeden Fall eine eigene Art der Konverse mit eigenen Übergangsproblemen (*ich bekomme geschenkt* vs. *ich bekomme gestohlen*; s. Duden 2016:§ 810) darstellt.

4.5 Modifiziert: der sogenannte Ablativ

Im Unterschied zu Nominativ, Genitiv, Dativ und Akkusativ gibt es im Deutschen formal keinen Ablativ, ihm entsprechen in den deutschen Grammatiken, die ihn als Kasus haben möchten, Präpositionalphrasen mit dem Dativ, und so heißt es dann in den Grammatiken, die ihn aufführen, ebenso naheliegend wie ungenau, er sei formal dem Dativ gleich. Was einen Teil jener Entwicklung unterschlägt, die bei Dal/Eroms (2014:36) so beschrieben wird, dass sich (u.a.) im Germanischen der Dativ, der in anderen Sprachen, wie im Lateinischen, ein einheitlicher „Personen“-Kasus ist, zu einem Mischkasus entwickelt habe, „in dem vier Kasus zusammengefallen sind, nämlich außer dem ursprünglichen Dat. der Instrumental, der Lokativ und der Ablativ“. Im Deutschen hat sich aber der Dativ wieder auf seine Kernaufgabe fokussiert, die anderen Funktionen werden auf präpositionale Fügungen verteilt. Und genau diese beiden formal differenten Ebenen werden in der Diskussion des 18. Jahrhunderts auf die Folie der vom Lateinischen genommenen Kasus projiziert.

Diese Zuordnung der präpositionalen Fügungen zum Ablativ oder Dativ lässt sich prinzipiell nachvollziehen. Dativ wie Ablativ werden eher durch die Verwendung abstrakterer Präpositionen beschrieben. Präpositionen wie *von* und *mit* (auch: *sammt*, *nebst*; einem Kasus Instrumental entsprechend) scheinen für den Ablativ typisch zu sein, Propositionen wie *zu* und *nach* (auch: *bei*) stehen prototypisch für den Dativ. Signifikant ist zudem auf jeden Fall die prototypische Opposition von *zu* („Zielorientierung“/„Gebefall“; auch: *entgegen*) mit Dativ und *von* („Nehmefall“; auch: *aus*) mit dem Ablativ.

Tatsächlich wird in den Flexionstabellen für die Ablativ-Verwendungen vorzugsweise die Präposition *von* (neben *mit*) aufgeführt. So haben „Ablative“ ihren Ort denn auch insbesondere bei Passiv-Konstruktionen. Verwendet werden diese *von*-Phrasen insbesondere in Passivkonstruktionen, wo mittels ihrer personenbezogene, aber eben nicht agentischen, Charakteristik die im Handlungsschema als agentische Basis vorgesehene Argumente als indirekt Einfluss nehmende charakterisiert werden. Das entspricht der Positionierung des Agens in Passiv-Konstruktionen. Prototypisch wird im Ablativ durch die Präposition *von*, die „Abstufung“ vom Handeln und Verursachen zum Ausgangspunkt, von dem etwas herkommt, signalisiert.

Ähnliches geschieht bei *mit*, allerdings bei Argumenten, die nicht unbedingt agentisch sind, aber etwas in Bewegung setzen (*mit Hilfe von*), in der Funktion des Instrumental. Natürlich ist das Konzept schwierig, wenn in beiden Fällen eine ähnliche Struktur mit *durch*-Phrasen – mit dem Akkusativ – realisiert werden kann. Wir wollen das einstweilen so stehen lassen, und festhalten, dass mit solch einer Kasus-Vorstellung Abstufungen in der Beteiligtheit von Elementen einer Argumentstruktur darstellbar sind.

Man kann an verschiedenen Stellen sehen, wie eine Art Instrumental, der auch in anderen Sprachen oft ein generellerer Präpositionalkasus ist und im Lateinischen im Ablativ aufgehoben ist, die entsprechende direkte Kasusreaktion modifiziert. So finden sich, wie ich an anderer Stelle dargestellt habe (Eichinger 2019), bei einem Verb wie *beginnen* zwar noch mittelhochdeutsch neben einem Akkusativobjekt auch Konstruktionen mit einem Genitivobjekt:

„Nach Ausweis des Mittelhochdeutschen Wörterbuches heißt es z. B. beim „Priester Wernher“: *eines liedes wil ich beginnen*, im Parzival: *do des strîtes wart begunnen*. Für den Akkusativ s. z.B. im Älteren Physiologus: *hier begin ih einna reda umbe diu tier.*“ (Eichinger 2019:193)

In gegenwartssprachlichen Texten finden sich an Stelle der alten Genitive präpositionale Phrasen mit modifizierendem Charakter, wie sie auch schon in unseren 18.jährhundertlichen Grammatiken als typisch für den Ablativ angesehen werden (die folgenden Beispiele ebenfalls nach Eichinger 2019:193).

Ohne grosse Worte beginnt der forensische Anthropologe mit der Arbeit
(Tages-Anzeiger, 15.04.2011)

Meine Arbeit beginnt mit dem Lesen von Biografien und historischen Quellen
(Mannheimer Morgen, 11.02.2010)

Was den historischen Befund angeht, könnte man vergrößernd sagen, dass der Verlust eines in den frühen Phasen des Deutschen resthaft nachweisbaren Instrumental und das allmähliche Verschwinden eines (partitiv) „abgetönten“ direkten Objekts im Genitiv kompensiert wurde durch ablativische und instrumentale präpositionale Fügungen mit grammatikalisierter Verwendung der Präpositionen.

Nachvollziehbar ist von den bisherigen Überlegungen her, dass der Ablativ auch als – eben nicht zielorientierter – Lokativ gilt, der dann bei den lokalen Wechselprepositionen in Opposition zum Akkusativ steht.

Die Frage ist dann, was dann eigentlich eine Präposition mit Dativ demgegenüber kennzeichnet. Tatsächlich wird die dativische Rektion gemäß der Ausrichtung des Kasus auf ein Ziel (eine Zielperson) zentral mit der Präposition *zu* in Verbindung gebracht, sowie mit verwandten Nähe-Effekten, wie sie mittels der Präposition *bei* prototypisch realisiert werden.

Man kann sagen, dass mit den genannten abstrakteren Präpositionen (*zu/bei* beim Dativ; *von/mit* beim Ablativ) das Feld zentraler Mitspieler tatsächlich in relevanter Weise erweitert wird – und zwar formal durch nicht akkusativisch angebundene Präpositionalphrasen. Wie man allerdings auch sieht, lässt sich das auf der Ebene der Kasus nur insofern fortschreiben, als man trotz gleicher Form eine funktionale Differenz auf dieser Ebene sieht – die aber tatsächlich durch die unterschiedlichen Präpositionen realisiert wird.

Wenn man diesen funktionalen Kern solch einer Darstellung herauszustellen versucht, kann man festhalten, dass ein bestimmter abstrakter Gebrauch von Präpositionen zur Erweiterung eines funktional bestimmten Inventars von Argumenten und Argumentmustern genutzt wird.

So ergeben sich bisher innerhalb des (formalen Kasus) Dativ die Differenzierung einer hin-und-her-Orientierung durch abstraktere Präpositionen (*von* vs.

zu), die sich in einer Sechs-Kasus-Differenzierung des Deutschen als Dativ-Ablativ-Variation niederschlägt. Die formale Dativ-Akkusativ-Variation zur systematischen Ausdifferenzierung von lokalen Zustands- bzw. Bewegungs-Mustern ist so eine zwischen einem Ablativ (lokativischer Charakteristik) und dem formal differenzierenden Kasus (bei gleicher Präposition *in/aus* usw.).

4.6 Der fehlende Fall

Wenn man das gesehen hat, fällt einem auf, dass eine bedeutsame grammatische Verwendung der Präpositionen dabei unter den Tisch fällt, nämlich die im Rahmen des Präpositionalobjekts. Sie prägt das grammatische Profil des Deutschen entscheidend. Solche präpositionalen Strukturen werden zu den Kernkomponenten des Deutschen gerechnet.

Die bisherigen Überlegungen haben dazu geführt, dass mit der Annahme einer ablativischen Funktion dem Tatbestand Rechnung getragen wird, dass neben die reine Kasusdifferenz Dativ-Akkusativ eine Differenzierung der Dativrektion durch abstrakte Präpositionen tritt; dazu kommt – auf etwas anderer Ebene, aber darauf aufbauend – die funktionale Differenzierung der formalen Rektionswahl zwischen Dativ und Akkusativ bei (lokalen) Präpositionen als Ablativ-Akkusativ-Wechsel.

Zu diesem Bedingungs-spiel zwischen „reinem“ Kasus und im Hinblick auf den Ausdruck einer bestimmten Relation gewählte Präposition, tritt nun in diesem Fall das Verb hinzu, das eine bestimmte Präposition regiert, die ihrerseits einen Kasus regiert.

Im Sinne der bisherigen Überlegungen kann man an dieser Stelle fragen, ob das so unidirektional ist, bzw. inwieweit sich funktionale Überlagerungen ergeben, d. h. inwieweit die Wahl einer Präposition mit einem bestimmten Kasus in gewissem Maße auch eine funktionale Kasuswahl des Verbs darstellt. Dass die Präpositionen die im Bisherigen angedeuteten Unterscheidungen tragen, zeigt sich an entsprechenden Beispielen örtlicher und struktureller Bewegung recht deutlich:

1933 floh er vor dem Nationalsozialismus nach Prag. 1957 kehrte er in die DDR zurück (taz, 26.04.2018:2)

Während hier in den Präpositionalphrasen mit *vor* und *nach* in abstrakterer Weise Ursprung und Ziel, damit im obigen Sinn Ablativ und Dativ realisiert werden, realisiert die *in*-Phrase das Ziel als Ort im Akkusativ. Die Sachen können auch komplexer sein und sich überlagern. Im folgenden Fall regiert das Verb

fliehen ein „ablativisches“ und ein „lokativisches“ Ursprungs-Element sowie ein „dativisches“ Zielelement; das *studieren an* ist eine Art lokativisch basierte Konstruktion, wie der Vergleich mit dem „dativischen“ *bei*-Beleg zeigt (s. den folgenden Beleg aus ‚Die Presse‘). Den Wechsel, die teilweise Ambivalenz und die Verstärkung der Ausrichtung im Verb (durch die Partikel *ein-*: *einfließen in*) zeigt der folgende Belege aus der ‚BLZ‘:

1947 floh er vor dem Kommunismus aus Ungarn nach London, studierte dort an der London School of Economics (SZ, 13.08.2020:7)

Er studierte bei Otto Wagner in Wien Architektur. (Die Presse, 03.03.2019:41)

Die vierköpfige Familie floh nach Paris, von dort aus weiter in den Süden Frankreichs und schließlich sogar nach Mexiko. Die abenteuerlichen Bedingungen dieser Flucht flossen in die Arbeiten der Gesuchten ein, [...]. In Mexiko-Stadt fand die Familie schließlich Zuflucht. (BLZ, 01.06.2019)

Wenn auch die Präpositionen vor allem in weniger „lokativen“ Fällen viel von der Kraft ihrer Bedeutung verloren haben, scheinen sie doch die durch sie angeordneten Kasus in bestimmter Weise zu modifizieren.

Brecht floh vor den Nationalsozialisten, mit seiner Großfamilie. (Die Presse, 14.10.2019:21)

Wann rechnest du mit deinem Comeback? (Luxemburger Tageblatt, 25.09.2015)

Niemand zweifelt an diesem Befund. (profil, 16.02.2020)

Ich dachte an den Preis des Flugtickets und an meinen Auftrag, und ich fühlte mich falsch. (Berliner Zeitung, 16.09.2000:3)

Verleger und Autoren hoffen auf höhere Erlöse (Rhein-Zeitung, 15.02.2019)

Doch die Eliten fürchteten um ihre Vorrechte (Nordkurier, 03.08.2020:23)

In gewisser Weise handelt es sich auch bei *rechnen mit* um einen semantischen Ablativ, allerdings da mit einem grammatikalisierten instrumentalen Bezug. Bei den folgenden Beispielen sieht man deutlicher, wie hier auch die Argumentstruktur des Verbs mit ihren Anforderungen durchschlägt. Bei *zweifeln an* geht es um eine Modifikation des Dativs, ein indirektes Objekt, das nicht a priori so personenbezogen ist wie der reine Dativ. Bei *hoffen auf* oder *fürchten um* sieht man einen modifizierten Akkusativ, also ein direktes Objekt mit einer Modifikation, das damit dem historischen Genitivobjekt näherstünde. Dabei modifizieren die Präpositionen im Falle des Dativs und des Akkusativs die in diesen Kasus angelegten Relationen, der Ablativ wäre in diesem Sinn eine Präpositionalphrase mit Dativ, die atypische Rollen-Realisierungen enkodiert, also einerseits so etwas wie eine Art negativen direkten Objekts (*vor*, *um*), aber auch z. B. Instrumentales (*mit*).

Wenn diese Strukturen außerhalb der sechs Kasus stehen, dann könnte man im Vergleich mit dem Tschechischen sagen, dass einem ein eigener Lokativ fehlen könnte (der auch in den präpositionalen Dativ [„Ablativ“] eingeht).

5. Schluss

Die Überlegungen des achtzehnten Jahrhunderts zu den sechs Kasus kann man zumindest implizit als sprachvergleichend verstehen – auch wenn die Intention des Vergleichs eher sprachideologisch begründet war. Wie bei allen Vergleichen dieser Art ist in ihm die Schwierigkeit abgebildet, Vergleiche über funktionale Kategorien mit denen über die Besetzung formaler Kategorisierungen, wie des Kasus, zu verbinden. Die Frage der Zahl der Kasus ist unter diesen Bedingungen davon gesteuert, dass prinzipiell die Besetzung des Lateinischen als eine generell vorbildhafte Struktur betrachtet wird. Wenn man die Ausführungen zu den deutschen Verhältnissen noch etwas genauer betrachtet, kann man auch damals schon Indizien für die Marginalisierung des Genitivs ebenso finden wie für die Sonderstellung des Vokativs.

Man sieht zudem, dass auf dem Dativ eine besonders große funktionale Last ruht. In der Kasus-Terminologie gesprochen, ist er funktional als reiner Kasus einerseits Dativ, in der Fügung mit Präposition dann aber Ablativ, Instrumental, Lokativ und auch noch ein modifiziertes Dativobjekt. Wenn man das so betrachtet, hat der Dativ zwar einerseits vor allem in der Kombination mit Nominativ und Akkusativ eine klare Funktion als Objektskasus der Person. Diese semantische Festlegung führt allerdings zu Unsicherheiten im formalen Objektstatus („freie Dative“). Bei Dativ-Rektion in Präpositionalobjekten lässt sich einerseits ein Bezug auf die reine Dativ-Funktion erkennen; in bestimmten Fällen kann dieser Dativ als modifizierter Nicht-Akkusativ gelten. Dann aber ist der Dativ Erbe der alten Misch-Elemente, die genaue Funktion liegt einerseits in seinem Nicht-Akkusativ- (und mit Einschränkungen Nicht-Genitiv-) Charakter, und dann bei den Präpositionen, in denen die jeweils geltende Relation konkretisiert wird.

So lohnt sich jedenfalls in satzsemantischer und argumentstruktureller Sicht das Nachdenken über ein Konzept Ablativ. Der Vokativ hat im Deutschen in seiner Unauffälligkeit seinen Ort direkt im sprachlichen Handeln: er erregt Aufmerksamkeit – was durchaus wichtig ist.

Verehrte Kollegin Vaňková, wir [...] gratulieren dir. (Wolf 2017:26)

Literaturverzeichnis

Sekundärliteratur:

- ANSTATT, Tanja (2008): Der slavische Vokativ im europäischen Kontext. In: GEIST, Ljudmila / MEHLHORN, Grit (Hrsg.) (2008): *Linguistische Beiträge zur Slavistik XV*. München, S. 9–26.
- BALLWEG, Joachim (1998): Eine einheitliche Interpretation des attributiven Genitivs. In: VUILLAUME, Marcel (Hrsg.): *Die Kasus im Deutschen. Form und Inhalt* (= Eurogermanistik 13). Tübingen, S. 153–166.
- DAL, Ingerid / EROMS, Hans-Werner (2014): *Kurze deutsche Syntax auf historischer Grundlage*. 4. Auflage. Berlin; Boston.
- DEPPERMAN, Arnulf (2021): Imperative im Deutschen: Konstruktionen, Praktiken oder social action formats? In: WEIDNER, Beate et al. (Hrsg.): *Verfestigungen in der Interaktion. Konstruktionen, sequenzielle Muster, kommunikative Gattungen*. Berlin; Boston, S. 195–229.
- DONHAUSER, Karin (1986): *Der Imperativ im Deutschen. Studien zur Syntax und Semantik des deutschen Modusystems*. Hamburg.
- DUDEN (2016). *Die Grammatik*. 9. Aufl. Berlin.
- EICHINGER, Ludwig M. (1992): Der Genitiv als Contractivus. Zu einer funktionalen Interpretation des Genitivattributs. In: VALENTIN, Paul (Hrsg.): *Rechts von N. Untersuchungen zur Nominalgruppe im Deutschen* (= Eurogermanistik 1). Tübingen, S. 35–46.
- EICHINGER, Ludwig M. (1994): Johann Christoph Gottsched. In: BREKLE, Herbert E. et al. (Hrsg.): *Bio-Bibliographisches Handbuch zur Sprachwissenschaft des 18. Jahrhunderts. Band 3*. Tübingen, S. 281–307.
- EICHINGER, Ludwig M. (2013): Die Entwicklung der Flexion: Gebrauchsverschiebungen, systematischer Wandel und die Stabilität der Grammatik. In: Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung/ Union der deutschen Akademien der Wissenschaften (Hrsg.): *Reichtum und Armut der deutschen Sprache. Erster Bericht zur Lage der deutschen Sprache*. Berlin; Boston, S. 121–170.
- EICHINGER, Ludwig M. (2015): Kookkurrenz und Dependenz. Konkurrierende Prinzipien oder einander ergänzende Beobachtungen? In: ENGELBERG, Stefan et al. (Hrsg.): *Argumentstruktur zwischen Valenz und Konstruktion*. (= Studien zur deutschen Sprache 68). Tübingen, S. 89–107.
- EICHINGER, Ludwig M. (2019): Gute Argumente. Wo beginnen? In: DREWNOWSKA-VARGÁNÉ, Ewa et al. (Hrsg.), „und der gieng treulich weiblich und mädlich mit den sachen umb“ – *Festschrift für Péter Bassola zum 75. Geburtstag* (= Acta Germanica 15). Szeged, S. 192–206.
- EICHINGER, Ludwig M. 2019 [2020]: Zentrale Komplemente. Gute Argumente verstehen sich von selbst. In: *Studia Germanistica* 25, S. 5–14.

- GOTTSCHED, Johann Christoph (1978): *Ausgewählte Werke. Bd. 8.1 und 8.2: Deutsche Sprachkunst*. Bearb. von Herbert PENZL. Berlin.
- GUNKEL, Lutz et al. (2017): *Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich. Das Nominal* (=SIDS 14.1 & 2.). Berlin; Boston
- JELLINEK, Max Hermann (1913/1914): *Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik von den Anfängen bis auf Adelung*. 2 Bde. Heidelberg.
- MARTUS, Steffen (2015): *Aufklärung. Das deutsche 18. Jahrhundert. Ein Epochenbild*. Berlin.
- NISHIWAKI, Maiko (2010): *Zur Semantik des deutschen Genitivs*. (= Beiträge zur germanistischen Sprachwissenschaft 21). Hamburg.
- TWAIN, Mark (2016): *The Awful German Language*. Berlin.
- WEISSER, Philipp (2008): Die Nominale Flexion des Tschechischen. In: HECK, Fabian / MÜLLER, Gereon / TROMMER, Jochen (Hrsg.): *Varieties of Competition* (LAB 87). Leipzig, S. 225–243.
- WITTGENSTEIN, Ludwig (1973): *Philosophische Grammatik*. Frankfurt am Main.
- WOLF, Norbert, Richard (2018): Von der Gegenwart der Geschichte Laudatio auf Lenka Vaňková. In: *Studia Germanistica* 20, S. 19–27
- ZIFONUN, Gisela et al. (1997): *Grammatik der deutschen Sprache* (= SIDS 7.1–3) Berlin; New York.

Internetquellen:

- URL1: COSMAS II: <https://cosmas2.ids-mannheim.de/cosmas2-web/> [29.10.2021].
- URL2: grammis: <https://grammis.ids-mannheim.de/systematische-grammatik/643> [29.10.2021].
- URL3: grammis: <https://grammis.ids-mannheim.de/terminologie/287> [29.10.2021].
- URL4: *Mittelhochdeutsches Wörterbuch* (Online-Fassung, hrsg. von den Akademien Mainz und Göttingen) <http://www.mhdwb-online.de/> [29.10.2021].